

SYMPOSION DER GFTP

„Erziehung zur Freiheit – Ethik ohne Willensfreiheit?“

Zum Thema des Symposions 2007

Kim Strübind und Jürgen Heumann

„Die Wissenschaft ist eine Kunst der Verabredung.“
Wolf Singer

Dass der Mensch nicht wirklich „frei“ ist und außerhalb des Glaubens hinter seinen schöpfungsgemäßen Möglichkeiten zurückbleibt, zählt zu den Grundüberzeugungen des Christentums. Auch der menschliche Wille war von dieser durch die Macht der Sünde bewirkten Unfreiheit betroffen und partizipierte an der menschlichen Verlorenheit. Das antike Christentum betrat die Bühne der Welt als eine Erlösungsreligion und verhiess, das menschliche Freiheitsdefizit über die Annahme des Evangeliums von Jesus Christus zu beenden.

Es müsste daher nahe liegen, dass Christinnen und Christen sich zu Anwälten der Infragestellung der Willensfreiheit durch die neuere Hirnforschung machen und sich durch sie bestätigt sehen. Was Neurobiologen und Philosophen wie etwa Wolf Singer, Gerhard Roth, Wolfgang Prinz und Thomas Metzinger behaupten, stellt in wissenschaftlicher Hinsicht eine anthropologische Revolution dar, die vor allem durch moderne bildgebende Verfahren initiiert wurde, mit deren Hilfe sich Hirnaktivitäten darstellen und messen lassen. Diese legen nahe, dass unser Bewusstsein und mit ihm unser Wille den autonomen zerebralen Entscheidungen „hinterherhinken“, die verschiedene un- und unterbewusste Areale unseres Gehirns vor dem Erreichen der Bewusstseinssebene treffen. „Wir tun nicht, was wir wollen, sondern wir wollen, was wir tun [...]. Dies kann nur bedeuten, dass unser bewusster Willensimpuls so etwas wie ein Ratifizieren einer Entscheidung ist, die das Gehirn schon getroffen hat“.¹ Der Streit hat wie zu Zeiten Immanuel Kants erneut eine fundamentalontologische Dimension gewonnen, die neben den Natur- auch die Geisteswissenschaften auf den Plan rief (unter ihnen vor allem die Philosophen), weil die Freiheit des menschlichen Willens unabhängig von experimentellen Nachweisen zugleich für „prinzipiell unmöglich“ (Wolfgang Prinz) gehalten wird. Widerspricht sie doch dem wissenschaftlichen Kausalitätsprinzip, das jeder Wirkung eine physikalische Ursache

¹ W. Prinz, Der Mensch ist nicht frei. Ein Gespräch, in: C. Geyer, Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente, Frankfurt a. M. 2004, 23.

zuordnet. Da unser Wille ebenfalls eine physiologische Aktivität unseres Gehirns darstelle, müsse ihm eine biochemische Ursache zugewiesen werden. Er kann dann nur Folge von etwas sein, das dem Willen vorausliegt, der dann auf eine „alltagspsychologische Intuition“² zu reduzieren wäre.

Die Experimente der Hirnforschung werden durch Beobachtungen von Sozialpsychologinnen und -psychologen gestützt, die den illusionären Charakter angeblich freier Entscheidungen belegen. „Menschen schreiben sich nicht selten aufrichtig Handlungen zu, die sie so oder überhaupt nicht begangen haben, während sie ebenso aufrichtig Handlungen leugnen, die sie nachweisbar gemacht haben“, meint Gerhard Roth.³ Menschen täuschen sich in der Tat – aufrichtigen Herzens und im Brustton ehrlich empfundener Überzeugungen. Woher also kommt diese subjektive Überzeugungskraft? Es hilft auch nichts zu behaupten, dass man zwischen „Ursachen“, die sich wissenschaftlich erforschen ließen, und „Gründen“, die für menschliches Handeln leitend seien, unterscheiden müssen, denn auch Gründe haben Ursachen und für sie gilt in gleicher Weise die Nachweispflicht einer ihnen unterstellten inhärenten Entscheidungsfreiheit.

Die Konsequenzen dieser Erkenntnisse für das Verhältnis von „Schuld“ und „Strafe“ wären enorm. Das Verhalten lässt sich im Gefolge dieser Beobachtungen nach Erreichen der Adoleszenz nur noch durch pädagogische „Ankonditionierung“ (Singer) modifizieren, nicht aber durch die Änderung von Überzeugungen und ihrer Verankerung im Bewusstsein, da dieser Prozess irreversibel abgeschlossen ist.⁴ Ist unser Gehirn mit Erreichen des Erwachsenenalters für unsere Entscheidungsprozesse präformatiert, wie Wolf Singer postuliert, dann wäre das auf einem persönlichen Verantwortungsethos beruhende Strafrecht nicht länger haltbar. Denn Menschen können nicht für etwas zur Verantwortung gezogen werden, was sich einer frei wählbaren kognitiven Einflussnahme entzieht. Wenn eine grundlegende Änderung ihres präformativen Verhaltens außerhalb des Möglichen liegt, müssten Straftäter nach Gerhard Roth therapeutisch behandelt und in bedrohlichen Fällen zum Schutz der Bevölkerung „weggesperrt“ werden.

Änderungen von Einstellungen und Meinungen bis hin zu Konversionserfahrungen widersprechen dem nicht, weil Singer – ein immerhin gemäßigt überzeugter Katholik – deren Ermöglichungspotenziale ebenfalls in zerebralen Entwicklungen verankert sieht, die am Ende der Pubertät auch für die religiösen Erfahrungshorizonte eine Art normative Formatierungsmatrix geschaffen haben. Wer bis dahin über keine entsprechende Disposition verfügt, ist demnach gegen Konversionen bleibend immun.

Angesichts denkbarer gemeinsamer Schnittmengen zwischen Christentum und Neurobiologie wollen zugleich die Unterschiede zwischen beiden anthropologischen Deutungsmodellen beachtet sein. Denn der christliche

² Ebd., 23.

³ G. Roth, Wir sind determiniert. Die Hirnforschung befreit von Illusionen, ebd., 220.

⁴ Vgl. W. Singer, „Der Himmel wird leer gefegt“, in: ders., Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung, Frankfurt a. M. 2003.

Glaube hält einerseits die Unfreiheit des Menschen – und eben auch die seines Willens – nicht für das letzte Wort in dieser Sache. Das Evangelium kompensiert ja das durch die Sünde hervorgerufene Freiheitsdefizit und öffnet dem Menschen ein postkonversives Maß an Freiheit „in Christus“, die in der Person des Erlösers zugleich Halt und Grenze findet. Freiheit als soteriologischer christlicher Schlüsselbegriff meint nach dem Neuen Testament eben keine radikale Unabhängigkeit von allen Determinanten, sondern Auslieferung und Bindung an Jesus Christus im Leben und im Sterben. Der durch das Evangelium Befreite ist selbst als Apostel zugleich „Sklave Jesu Christi“ (Röm 1, 1), weshalb die christliche Freiheit ein Paradox bleibt. Das Johannes-evangelium hat dies etwa in dem Jesuslogion verdichtet: „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8, 31 f.).

Eine weitere Differenz zur neueren Hirnforschung ist ebenfalls zu bedenken. Sieht diese den Mangel an Freiheit in der defizitären Ontologie des menschlichen Willens, der wie das „Ich“ und das Bewusstsein nur eine durch biochemische Prozesse hervorgerufene Illusion darstellt, so bestand für den Apostel Paulus die Unfreiheit des menschlichen Willens nicht in dessen illusionärem Charakter, sondern wesentlich in dessen *Ohnmacht*, das Gewollte auch in die Tat umzusetzen: „Denn ich weiß, dass in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt. Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich“ (Röm 7, 18 f., Lutherübersetzung).

Welche Rolle die Freiheit in christlichen Konzepten einnimmt und welche Grenzen ihr gesetzt sind, veranschaulichen die nachfolgend abgedruckten Vorträge des gemeinsam mit dem „Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik“ der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg veranstalteten Symposions, das vom 2.–4. November 2007 in der angenehmen Atmosphäre des Vortragssaals der Universitätsbibliothek stattfand. Mögen die Beiträge von Thomas Niedballa, Martin Pöttner, Andrea Strübind, Ulrike Link-Wieczorek und Jürgen Heumann im Rahmen der von ihnen vertretenen theologischen Disziplinen zu weiterem Nachdenken über die Möglichkeiten und Grenzen einer „Erziehung zur Freiheit“ anregen.⁵

Grußwort des Dekans der Fakultät IV (Jürgen Heumann)⁶

Sehr geehrter Herr Vorsitzender, sehr geehrte Damen und Herren des Fachkongresses der GFTP, sehr geehrte Damen und Herren aus der Oldenburgischen Kirche als Teilnehmer und Teilnehmerinnen des diesjährigen „Dies academicus“, ich begrüße Sie als der Dekan der Fakultät für Human- und Gesellschaftswissenschaften ganz herzlich zu dieser schon vorgerückten Stunde in unse-

⁵ Vgl. dazu das jüngst erschienene Werk von F. Vogelsang/C. Hoppe (Hg.), *Ohne Hirn ist alles nichts. Impulse für eine Neuroethik*, Neukirchen-Vluyn 2008.

⁶ Das Grußwort wurde anlässlich der Eröffnung des Symposions der „Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik (GFTP)“ am 2. November 2007 in Oldenburg gehalten.

rer Universität. Man wird es schon fast als historisches Ereignis werten dürfen, dass sich erstmals freikirchliche, landeskirchliche und universitäre Theologie hier versammeln, um gemeinsam zu hören und zu diskutieren. Das ist ein gutes Signal für eine weitere fruchtbare Zusammenarbeit.

Meine Damen und Herrn, die Sie nicht aus Oldenburg sind: Sie befinden sich in einer Fakultät mit sechs Instituten (Geschichte, Philosophie, Psychologie, Sozialwissenschaften, Sport, Evangelische Theologie und Religionspädagogik). Das gemeinsame Band ist die Lehrerbildung, die in allen genannten Instituten stattfindet und auf alle Schularten bezogen ist.

Insgesamt stehen die Universitäten gegenwärtig vor großen Herausforderungen. Der Internationalisierungsdruck nimmt zu, d.h. die Universitäten müssen sich zunehmend, vergleichbar Wirtschaftsunternehmen, auf dem internationalen Markt der Wissenschaften behaupten. Das liegt auch in der Logik der Bachelor-/Masterstruktur, soll sie doch den gegenseitigen internationalen Austausch fördern und dazu verhelfen, dass Abschlüsse nicht nur in Niedersachsen oder bundesweit, sondern europa- und weltweit anerkannt werden. Damit verbunden ist ein Profilierungsdruck, der dazu führen kann, Spartenuniversitäten zu bilden, etwa vorwiegend natur- oder wirtschaftswissenschaftlich geprägte. Die Spartenmentalität ermöglicht ein bestimmtes Sponsoringwesen, demzufolge auch ökonomische Interessenlagen bedeutsamer werden und zunehmend staatliche Alimentierungen ablösen, was zu nicht unproblematischen Gewichtsverlagerungen hinsichtlich der grundgesetzlichen Zusicherung von Freiheit in Forschung und Lehre führen kann.

Für die wenig im Sinne ökonomischer Verwertbarkeit produktorientierten Geisteswissenschaften, wie etwa die Theologie, bedeutet das, ihre hermeneutischen und kritischen Potenziale deutlich zu artikulieren und im Kampf um Ressourcen und Stellen die eigene Bedeutsamkeit immer wieder neu herausstellen zu müssen. Aber wie kann das gelingen? Ich denke pragmatisch, indem z. B. Sie ein Symposium wie dieses hier veranstalten.

Meine Damen und Herren, das Symposium, das Sie hier durchführen, liegt m. E. im Schnittpunkt der skizzierten Situation: Die „Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik“ und das „Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik“ nehmen sich für ihr Symposium eines der brisantesten Themen vor, die gegenwärtig sowohl wissenschaftlich, aber auch in den Feuilletons der großen Zeitschriften diskutiert werden, nämlich das Problem der Willensfreiheit. Die in der Öffentlichkeit wahrgenommene These der neueren Hirnforschung, dass das menschliche Bewusstsein und Verhalten letztlich wohl nur eine Folge elektrischer Regungen und Impulse sei und der freie Geist des Menschen wohl doch nur eine Illusion, hat in Philosophie und Theologie zu heftigsten Debatten geführt. Ich hoffe, dass solche Debatten auch heute und morgen hier stattfinden, denn das scheint mir der originäre Sinn eines wissenschaftlichen Symposiums zu sein. M. W. findet eine Auseinandersetzung zwischen Neurobiologie und Theologie zu dieser Thematik in Oldenburg erstmals

statt, und ich danke den Veranstaltern sehr, dass sie die Mühe des Anstoßes, der Organisation und des Verlaufs dieser Veranstaltung auf sich genommen haben.

Auf dem Hintergrund der geschilderten Universitätssituation hat dieses Symposium eine eigene Bedeutung. Der Diskurs zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften wird immer dringlicher. Gerade Spezialisierungen und die Bildung von Forschungsschwerpunkten erfordern ein Über-den-Tellerrand-Hinausblicken. Die „erklärende Absicht“ der Naturwissenschaften verlangt nach der „deutenden Interpretation“ durch die Geisteswissenschaften. Selbst wenn man diese etwas autoritäre Diltheysche Verhältnisbestimmung zwischen den Wissenschaftslogiken nicht akzeptieren mag, so muss doch ein gemeinsames Deuten einsetzen, ein Diskurs geführt werden, der die gemeinsame Deutung empirischer Ergebnisse ermöglicht bzw. abklärt, ob man eigentlich von derselben Sache spricht. Ich werde oft von Kollegen auf die Geist- und Willenthematik angesprochen, bis hin zum Gottesproblem, und muss immer wieder feststellen, dass man erst eine gemeinsame Sprache finden muss, um die hinter den plakativen Formeln liegenden Inhalte freizulegen und gewichten bzw. beurteilen zu können.

Ob es „das Bewusstsein“, „den freien Willen“ gibt oder den „Geist, der wehet, wo er will“, samt heiligem Geist, ist wohl weniger die Frage; zunächst muss deutlich sein, was wir meinen, wenn wir solche Worte oder Begriffe in den Mund nehmen. Unter den jeweiligen Fachleuten ist mehr oder weniger deutlich, was gemeint ist – den Diskursteilnehmern aus anderen Fächern aber auch?

Ich betone die Diskurserfordernis zwischen Empirie und Hermeneutik als einer Verstehenslehre deshalb, weil mir die gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Interessen, nicht nur in Oldenburg, eine andere Sprache zu sprechen scheinen. Hinter berechtigten Profilierungsinteressen, Forschungseuphorien, Exzellenzinitiativen und exzellenten Wissenschaftsprogrammen steckt eben nicht immer ein Wille nach deutender Erkenntnis auf ein Ganzes von Welt und Leben hin. Wenn wir aber von Universität reden, reden wir von einem solchen Ganzen, das eben nur im gemeinsamen Diskurs unterschiedlichster Positionen anvisiert werden kann, mehr nicht. Die Universität ist wohl der einzige Ort in der Gesellschaft, an dem Wissen und Deutung noch zusammenzubringen sind. Diesen Ort durch spartenmäßige und klientelorientierte Förderung zu gewichten, kann zu einer für das Ganze der Gesellschaft bedeutsamen Schädigung führen.

Das heute und morgen stattfindende Symposium mit seiner brisanten und höchst aktuellen Thematik nimmt den eingeforderten Diskurs in hervorragender Weise auf und ist damit ein großer Gewinn für Fakultät und Universität, nicht zuletzt, weil es hier zu einem Diskurs über die Grundkonstituanten des menschlichen Lebens geht.

Ich wünsche Ihnen allen interessante Gespräche und Debatten und, soweit Sie nicht aus Oldenburg sind, einen guten Aufenthalt in dieser alten Residenz- und jungen Universitätsstadt.